

## Europäischer Bildungspatriotismus im Zeitalter des Turnschuhs

Eröffnungsvorträge, meine Damen und Herren, gehören rhetorisch zur Klasse der Fest- und Prunkreden. Das bedeutet, daß der Redner, was seinen Stil betrifft, sich des *genus grande* zu bedienen hat. Er spricht in erhabener Tonlage, weil es, wie uns schon Isidor von Sevilla sagte, um Dinge geht, bei denen das Heil der Götter oder der Menschen auf dem Spiel steht.

So werde auch ich mich bemühen, sie in gehobene und schaffensfreudige Stimmung zu versetzen. Ich werde Ihnen die Gegenstände Ihrer Tagung als majestätisch, ja: titanisch, vorstellen, aber sie gleichzeitig ermutigen, sich nicht einschüchtern zu lassen, weil sie zur Bewältigung der Aufgabe nicht nur berufen, sondern auch allein in der Lage sind.

Es muß sich schließlich auszahlen, daß Sie einen Mann engagiert haben, der sich viele Jahrzehnte mit nichts anderem als der Kultur von Byzanz beschäftigt hat.

### I.

Was nun Ihre Gegenstände betrifft, so scheint es mir angezeigt, sich diesen über die Titel der für diese Tagung angekündigten Beiträge zu nähern. Ich wähle zwei recht eigentümliche, die gewiß bei dem einen oder anderen arglosen Besucher dieser Jahrestagung eine gewisse Verwunderung ausgelöst haben.

Da ist erstens die ebenso moderne wie delikate Doppelüberschrift der Gesamtveranstaltung: *Bildung macht Europa – nutzen wir unsere Chancen?* Und/oder: *Bildungsmacht Europa – nutzen wir unsere Chancen?*

Und da ist zweitens der längliche und einigermaßen bizarre Titel der heutigen Abendveranstaltung: *Europäischer Bildungspatriotismus im Zeitalter des Turnschuhs*.

Bleiben wir zunächst bei der jetzt aktuellen Headline, wie sich ein handelsüblich gebildeter Wissenschaftler ausdrücken würde.

„Zeitalter des Turnschuhs“ – dieses Bruchstück der Überschrift stammt, ich bekenne es gern, von mir. Die Älteren und die nicht mehr ganz Jungen unter uns werden, wenn mit Pathos von Turnschuhen gesprochen wird, unweigerlich eine Szene assoziieren, die vor bald 25 Jahren im Dezember 1985 einen gewissen Skandal auslöste. Der hessische Umweltminister, ein Abgeordneter namens Josef Fischer, hatte seinen Amtseid in Turnschuhen abgeleistet, Turnschuhe, die allgemein als weiß, fallweise zusätzlich als halbhoch und ausgelatscht, gelegentlich aber auch als grün beschrieben wurden – in letzterem Fall handelte es sich jedoch eindeutig um eine auf die Parteizugehörigkeit des Abgeordneten bezogene Metapher.

Was war an dieser Sache so skandalös oder – wie die vornehmere Presse schrieb – so *Aufsehen erregend*?

Es war der Verstoß gegen das als angemessen Empfundene, gegen die Konvention, die bei einer Vereidigung den glanzpolierten Lederhalbschuh verlangte. Ein quasireligiöser Vorgang wird durch ein Symbol der Lässigkeit und Bequemlichkeit als Talmi entlarvt: was einst ein Vertrag mit dem Volk im Angesicht Gottes war, ist zur folgenlosen außerrechtlichen Zeremonie verkommen, die man ungestraft provozieren kann.

Heute ist mit derlei Entlarvungen kein Skandal mehr zu machen. Heute ziehen sogar CDU-Oberbürgermeister in Turnschuhen in den Wahlkampf. Ein vergleichbares Kopfschütteln könnte allenfalls noch durch einen, sagen wir, barfuß zur Vereidigung erscheinenden, Außenminister erregt werden. Aber die Lust, Institutionen zu provozieren, ist ohnehin kaum noch anzutreffen. Der ehemalige hessische Umweltminister ist über das Außenministerium im Professorat zu provokationsloser Ruhe gekommen. Seine Turnschuhe stehen im Museum und scheinen sich zu vermehren, wie einstmals die Splitter vom Kreuze Christi, da sie bald vom Deutschen

Schulmuseum in Offenbach, bald vom Bonner Haus der Geschichte, bald sogar von weniger bedeutsamen Andachtsstätten als in ihrem Besitz befindlich gemeldet werden.

Immerhin hat uns der „Turnschuhminister“ zwei Einsichten von Gewicht hinterlassen.

Einmal: Beruflicher Erfolg, Anerkennung im In- und Ausland, fachliche Kompetenz und eine Stellung als akademischer Lehrer lassen sich offensichtlich auch ohne Bildung erreichen. Denn wie viele bedeutende Eigenschaften dem Erfolgreichen auch zuzusprechen sein mögen: Bildung in der gemeinen Bedeutung des Wortes befindet sich darunter gewiß nicht.

Die zweite, wichtigere, mit dem Ereignis von 1985 verknüpfte Erkenntnis: Die Turnschuhgeneration, aus der der „Turnschuhminister“ schließlich stammte, hat zugleich mit ihrem eigenen Aufstieg auch ihrem Schuh, dem klassischen Hilfsmittel zur körperlichen Ertüchtigung, einen grandiosen Siegeszug beschert.

Der Schuster, dessen Kunst mit dem Leder steht und fällt, ist vom Aussterben bedroht, wie vormals der Sattler, der Küfer und der Schmied. Der von Hand gefertigte Lederschuh war bereits selten geworden. Die industrielle Produktion hatte aus dem Schuhmacher als Künstler bereits den Restaurateur gemacht. Aber auch diese Fertigkeit wird obsolet. Der Turnschuh wird nicht repariert, sondern weggeworfen.

Der Lederschuh steht mit dem Rücken an der Wand. Der Turnschuh drückt ihn dagegen. Nur 40% aller gekauften Turnschuhe werden zum Turnen, nur 22% aller Joggingschuhe zum Joggen benutzt oder auch nur zu diesem Zweck erworben. Subtile, geschmackliche und technische Verfeinerungen etwa im Stile der Mauserung des *Brathähnchens* zum *coq au vin* wurden erfunden. Die *sneakers*, auf Deutsch: „Schleicher“, haben sich bis ins Establishment vorgeschlichen. Marke und Design geben heute Auskunft über ökonomische Kraft und gesellschaftlichen Status des Trägers. „Neikie“, wie Nike, die einst göttliche, siegverleihende Griechin,

ausgesprochen werden muß, hat ihrem Produkt auf ganzer Linie zum Sieg verholfen.

Aber – und das ist es, worauf es mir heute ankommt – nicht nur dem Produkt, sondern auch der Haltung, die einst den Protest trug, wurde mittlerweile die Mehrheit gewonnen.

Bequemlichkeit statt Anstrengung, Lässigkeit statt Disziplin; Spaß statt Freude; Formlosigkeit, die man in die Waschmaschine wirft, statt Form, die man mit mühevoller Hingabe putzt und striegelt.

Das ist die Welt des Turnschuhs, mit der allenfalls versöhnt, daß sie auch Flexibilität bietet, Mobilität und Globalität.

In dieser Welt verlernen die jetzt aktiven Enkel der Turnschuhgeneration, die man zu Recht die Generation Google nennt, ein Buch zu lesen, Geduld zu haben, Verzicht zu üben. Das ist die Welt, mit der zu rechnen hat, wer Pläne für unseren Alltag schmieden möchte.

## II.

Nach dieser Erläuterung kann ich mich dem ersten Teilstück meines Titels, dem *Europäischen Bildungspatriotismus*, zuwenden, einem Stück, für das meine Verantwortung etwas schwächer ist, denn es stammt nicht von mir, sondern von meinem Kollegen Hans-Peter Füssel, mit dem ich mich aber insoweit durchaus solidarisiere.

„Bildungspatriotismus“ ist dem politischen Begriff *Verfassungspatriotismus* nachempfunden. Dieser Ausdruck stammt aus der frühen Nachkriegszeit, aus den Jahren der bedingungslosen Kapitulation, mit ihren Verstörungen und ihrer Suche nicht nur nach einer neuen Weltsicht, sondern auch nach einer neuen, bescheideneren Identität. Damals hat der Publizist und Politikwissenschaftler Dolf Sternberger das Wort *Verfassungspatriotismus* ersonnen. Ein mutiges Unterfangen, denn weder war Patriotismus, den man kaum anders denn als Vaterlandsliebe interpretieren kann, im Zeichen der Umerziehung sonderlich gefragt, noch konnte von „Verfassung“ anders als metaphorisch die Rede sein. Deutschland war

vielleicht, Hitlers Reich in jedem Falle untergegangen, das Land war in Zonen aufgeteilt und das Grundgesetz noch in weiter Ferne.

Tatsächlich dachte Sternberger weder an eine Verfassungsurkunde noch an die landläufige Liebe zu Vaterland und Volk. Er hatte normative Absichten anderer Art. Dem öffentlich diskreditierten völkisch-nationalistischen Patriotismus, von dessen still-heimlichem Weiterleben er aber zu Recht ausging, wollte er ein Gegenbild vor Augen führen, an dem sich die Nachkriegsdeutschen orientieren konnten.

Deshalb postulierte er die historische Existenz eines vornationalstaatlichen Patriotismus, dessen Liebespotential sich auf das staatliche Gesetz und die persönliche Freiheit gerichtet hätte, lange bevor Nation und Nationalstaat die patriotische Alleinherrschaft antraten.

Die historischen Anhaltspunkte für einen derartigen Patriotismus sind eher dünn gesät. Aber selbst wenn sie ausnahmslos aus der Luft gegriffen wären, wäre diese Geschichte lediglich so unreal wie viele andere Konzepte, die von Historikern in lobenswerter pädagogischer oder legitimatorischer Absicht erzählt werden. Verdienst der Konstruktion Sternbergers bleibt, daß sie der erste deutsche Versuch war, Vaterlandsliebe in einem transnationalen Raum vorstellbar werden zu lassen.

Sternbergers Botschaft kam seinerzeit nicht an. Weder bei der politischen Linken, die bei „Patriotismus“ sofort „Nation“ und „Volk“ hörte, aber nicht hören wollte, noch bei der politischen Rechten, die dasselbe hörte, aber es für zumindest unklug hielt, zuzuhören.

Die weitere, unterhaltsame, teilweise geradezu spannende Geschichte des Begriffs Verfassungspatriotismus hat uns hier nicht zu interessieren. Im Historikerstreit von dem Philosophen Habermas auf die Verfassung der Bundesrepublik bezogen und in dieser antinationalistischen, wenngleich nicht transnationalen Färbung eine zeitlang gehätschelt, hat der Begriff nach der Vereinigung von DDR und BRD und der damit verbundenen sanften Renationalisierung viele Anhänger eingebüßt. Patriotismus ist heute wieder salonfähig, und der neue Patriotismus soll nicht abstrakt,

verfassungsdürr und luftig sein, sondern wieder „konkret“, „füllig“ und „herzgeboren“.

Schon waren die Historiker bereit, dem *Verfassungspatriotismus* die Totenmesse zu lesen, da wurden sie durch feingespitzten Politikermund zurückgepiffen und sahen sich unvermutet mit der Forderung nach einem *Europäischen Verfassungspatriotismus* konfrontiert. Ob sich damit die Liebe oder auch nur die Neigung oder wenigstens der Wille zu einer Europäischen Verfassung wecken lassen wird, steht allerdings dahin. Jedenfalls das Bundesland, in dem ich mich gerade befinde, hat sich vor 60 Jahren durch die Ablehnung des Grundgesetzes profiliert und wie wir gerade in letzter Zeit erfahren konnten, spricht wenig dafür, daß der bereits in jener Ablehnung zum Ausdruck kommende stolze Solipsismus im Lauf der Jahre einer flammenden Aufgeschlossenheit gewichen ist.

Für den hier und heute ins Leben gerufenen *Bildungspatriotismus* kommt es aber auf die politischen Geschicke Europas oder gar auf die Frage, ob eine europäische Verfassung, die diesen Namen verdient, jemals Realität wird, zunächst nicht an.

Bildungspatriotismus, so sollten wir diese Schöpfung näher beschreiben, ist, wie die Geschichte des Namenspatrons und Namensstifters lehrt, ein normatives Konzept. Normative Entwürfe erklären, was sein soll und nicht – wie die Turnschuhmetapher –, was tatsächlich ist. Es geht also um Postulate und Absichten, bestenfalls um Pläne.

Zweitens ist Bildungspatriotismus – wie jeder Patriotismus – eine Haltung, keine Lehre und kein Dogma. Die Haltung ist eine kulturelle und darf vielleicht als liebevolles Engagement auf dem europäischen Feld der Bildung beschrieben werden.

Drittens nimmt der Bildungspatriotismus, insofern seinem Namenspatron folgend, seinen Ausgangspunkt bei der vaterländischen, also der deutschen Lage, wozu uns bereits unser singulärer Bildungsbegriff nötigt. Dies geschieht aber nicht mit dem Vorsatz, deutsche Bildung und deutsche Bildungsvorstellungen national abzuschotten, auch nicht mit dem Hintergedanken, das außerdeutsche Europa an dieser Bildung genesen zu

lassen, sondern um unser Bildungskonzept transnational und lernbereit in einem Europäischen Bildungsraum mitwirken zu lassen.

Viertens und letztens soll der Bildungspatriotismus auch etwas bewirken. Die Haltung muß sich in Handlung verlängern. Ein Engagement im europäischen Bildungsraum rechtfertigt sich nur, wenn am Ende das Modell einer europäischen Bildung steht.

### III.

Bislang habe ich erörtert, was ich, wenn ich dazu berufen wäre, von der deutschen Bildungspolitik und der ihr zugeordneten Administration erwarten würde. Es waren dies: Eine europäisch bildungspatriotische Haltung und das klare Bewußtsein, daß im Ambiente einer verwöhnt bequemen Wegwerfkultur operiert werden muß.

Jetzt fehlt noch die Konkretisierung des Ziels, für das diese Mühen mobilisiert werden sollen, nämlich das imposante Tagungsthema „Bildungsmacht Europa“, das bisher lediglich in dem Element „Europäische Bildung“ ein wenig angeklungen ist. Die abmildernd bängliche Frage „Haben wir eine Chance?“ zeigt, daß die Titelmacher nicht davon ausgegangen sind, daß Europa als Bildungsmacht bereits vorhanden sei, sondern daß es erst geschaffen werden solle.

„Bildungsmacht“ – ein Neologismus, der in Analogie zu anderen bekannten Mächtigkeiten, wie Wehrmacht, Großmacht, Hausmacht, Staatsmacht, Vollmacht, Streitmacht, Übermacht, Supermacht usw. ersonnen wurde. In allen Fällen werden die Komposita benutzt, um eine in Rede stehende Macht näher zu charakterisieren, sei es durch ihren Zweck (die Wehr, der Streit), ihre Größe (Super, Voll) ihren Ort (Haus, Staat) oder Ähnliches. Und beim Fehlen jeglicher Macht beschreibt das Wort „Ohnmacht“ angemessen den in der Regel beklagenswerten Zustand.

„Bildungsmacht Europa“ wäre dementsprechend die durch Bildung näher definierte Macht Europa. Keine unsympathische Vorstellung. Dem bislang entweder als politische oder (überwiegend) als ökonomische Macht

entworfenen Europa wird ein neues, gänzlich anderes Bild zur Seite gestellt. Daß weder das politische noch das ökonomische Projekt bisher als abgeschlossen gelten können, tut nichts zur Sache. Gute Konstrukteure arbeiten gleichzeitig an mehreren Entwürfen und die sollen einander im Ergebnis ja nicht ausschließen, sondern ergänzen.

Allerdings fehlt dem Entwurf „Bildungsmacht“ die nötige Klarheit. Was mit dem politischen Konzept beabsichtigt ist, unterliegt keinem Zweifel. Ein einheitlicher, freiheitlicher und demokratischer Lebensraum, dessen Bürger im Innern nach den Prinzipien von Gleichheit und Gerechtigkeit miteinander umgehen und nach außen wehrhaft auftreten können. Was mit Ökonomie gemeint ist, liegt ebenfalls auf der Hand. Ökonomische Macht erlaubt die Behauptung im weltweiten Wettbewerb, verleiht dem Handel Dynamik und sichert die Versorgung der Bevölkerung mit den benötigten Waren. Und was Macht ist, wissen wir. Sie vermittelt die weithin geschätzte Fähigkeit und Möglichkeit, andere zu zwingen: zu einer Ansicht, einem Tun, einem Unterlassen.

Aber Bildungsmacht? Was ist oder was kann Bildungsmacht? Das hängt davon ab, sagt der stets um den genauen Wortlaut besorgte Jurist, was unter Bildung verstanden wird.

Ich hatte gehofft, auf diese Frage nicht eingehen zu müssen. Aber wie man sieht, gibt es keine Möglichkeit weiterzukommen, solange nicht eine auch noch so cursorische Verständigung über den hier verwendeten Bildungsbegriff erfolgt ist.

Das Gebiet ist umstritten, dornig und vermint. Jedenfalls in diesem Punkt sind sich alle einig.

Feststeht immerhin, daß *Bildung* ursprünglich eine rein deutsche Angelegenheit war. Ein pädagogischer Begriff, der – raffiniert und tief – Handlung und Ergebnis, Prozeß und Produkt mit demselben Terminus einfängt. Ideal und scharf getrennt von anderen pädagogischen Zugriffen wie Ausbildung oder Erziehung wurde die Bildungshandlung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert als Aufgabe der Gymnasien und Universitäten angesehen. Diese hatten die Pflicht, Gymnasial- und



Universitätslehrer, Ärzte, Juristen, Geistliche, hohe und höchste Beamte sowie andere „Gebildete“ zu liefern, alles Menschen, die ihre Berufe und Ämter nicht mehr kraft Geburt oder durch ihren Stand erwarben, sondern aufgrund ihrer akademischen Bildung.

Im Schoße des Absolutismus entstand auf diese Weise das Bildungsbürgertum, das sich entschlossen auf den Weg in die bürgerliche Gesellschaft machte. Im Selbsterkenntnisdiskurs fiel den (durch die Wissenschaft) Gebildeten die Aufgabe zu, das bürgerliche Selbst vor einer Entfremdung durch die industrielle Arbeitswelt und den Staat der Technostruktur zu bewahren.

Das alles ist inzwischen Geschichte. Der Absolutismus ist vergessen, das Bildungsbürgertum untergegangen. Die bürgerliche Gesellschaft, die die Bildungsidee hochgehalten und derart verklärt hatte, daß sie sogar bei ihren Antipoden Sozialdemokratie und Gewerkschaften Aufnahme fand, ist bis auf mumifizierte Reste und einige epigonale Bürgerlichkeitsdarsteller in unseren Großstädten zersetzt.

Die geisteswissenschaftliche Pädagogik, fast zweihundert Jahre lang der Garant für Bildung, präsentiert sich inzwischen als in vielfacher Weise beschädigt:

Sie wurde a) sozialwissenschaftlich uminterpretiert, empirisch demontiert und dem ökonomischen Modus der Leistung unterworfen.

Sie wurde b) von den weitgehend verbetriebswirtschaftlichten, ins Schulmodell überführten und ökonomisch darbedenden Universitäten in den Sozialhilfeempfängerstatus versetzt.

Sie ist c) mit ihrem Bildungsbegriff in erhebliche Turbulenzen geraten. Einmal wegen der außerordentlichen Unbestimmtheit dieses Begriffs, eine Eigenschaft, die zwar durch soziologische Hinweise auf die Funktionalität dieser Beschaffenheit erklärt und verständlich gemacht werden kann, seiner Akzeptanz aber gleichwohl nicht dienlich ist. Zum anderen wegen der Ideologieträchtigkeit des Begriffs, und nicht zuletzt wegen der schwer erträglichen ethischen Irrelevanz von Bildung überhaupt: Himmler, der

Massenmörder, war, den Standards seiner Zeit entsprechend, zweifellos ein sehr gebildeter Mann.

Folge all dieser Umstände ist, daß der Begriff der „Bildung“ aus den akademischen Zielsetzungen nach und nach verschwindet und durch anglisierbare Ausdrücke wie „Kernkompetenz“, „Schlüsselqualifikation“, „Teamfähigkeit“ usw. ersetzt wird, wobei es sich um anschlussfähige Fragmente einer ehemals einheitlich gedachten Befähigung handelt, die den Anschein erwecken, modularisierbar und damit operationalisierbar zu sein.

Angesichts dieses Sachverhaltes scheint es reichlich keck, sich eine europäische Bildungsmacht ausmalen zu wollen. Aber wir sind keck. Nur der beherzte Schritt in den finsternen Tunnel rechtfertigt die Hoffnung auf das Licht.

Dabei fangen wir besser nicht bei den konkreten Fähigkeiten und Wissensbeständen an, die vielleicht Bildung konstituieren könnten, sondern, abstrakt und im Reiche der Vernunft, denn es liegt auf der Hand, daß für die demokratische Gesellschaft der Zukunft Hammerklavier und Flöte, die Bürgerschaft von Schiller und Leonardo da Vinci zu schwache Infanterie sind, um sich gegen Kapital und Profit zu behaupten.

Also stellen wir uns vor, daß die Bildung dort ihren Sitz haben sollte, wo der menschliche Geist versucht, sich und seine Welt zu verstehen. Das bewerkstelligt er, indem er die ihm durch die Erfahrung zugänglichen Erscheinungen kognitiv verarbeitet und in die ihn umgebende Natur einordnet.

Um die Phänomene erklären zu können, muß er ihnen und sich freilich einen Sinn zuweisen. Ohne Sinnstiftung und deren Deutung kann er sich nicht orientieren. Orientieren, das heißt: Verstehen, kritisieren und die gemachten Erfahrungen transzendieren. *Wer die Fähigkeit zur Sinnbildung besitzt, weil er über die erforderliche Einbildungskraft verfügt und eine zweckfreie und ergebnisoffene Geistestätigkeit mobilisieren kann, der befindet sich im Zustand der Bildung, den nenne ich gebildet.*

Bildung als Sinnstiftungskompetenz zu begreifen, bietet einige Vorteile. Der Begriff ist abstrakt und hoch angelegt, besitzt also die Vorteile der Unbestimmtheit, ohne im Unbegrenzten zu verschwimmen. Bildung zeigt sich als Produkt der Vernunft und wird potentiell, aber nicht notwendig durch wissenschaftliches Denken erzielt. Sinnstiftung ist eine ebenso basale wie machtgesättigte Tätigkeit. Sie kann instrumentell eingesetzt werden, ohne sich instrumentalieren zu lassen.

Auch die Bildungsmacht Europa müßte, wie jede Macht, Aufgaben nach innen und nach außen wahrnehmen. Nach innen scheint mir vornehmlich die Aufrechterhaltung der Kulturdiversität des Schweißes der Edlen wert. Denn nur, wenn nicht überall die gleichen Lieder gesungen, der gleiche Kaffee gekocht, die gleichen Texte gelesen, die gleichen Bäume gepflanzt und die gleichen Worte gesprochen werden, lohnt es sich, an einer Europa-Kultur als einer Einheit in der Vielfalt zu arbeiten.

Nach außen läßt sich einer Bildungsmacht Europa vielerlei imputieren.

Ich, als einer, der glaubt, daß das Elend der Menschheit eine direkte Folge ihrer tradierten oder ererbten Gläubigkeiten ist, würde mir wünschen, daß die schrankenlose Säkularisierung auf ihrer Fahne steht und bis in den letzten Erdenwinkel vorangetrieben wird.

Womit nichts gegen Religion gesagt sein soll, wenn sie denn im ältesten greifbaren Sinn als „verpflichtende Bindung“ verstanden und an die Vernunft gekoppelt wird. Wobei sofort zugestanden ist, daß auch der Glaube an die Vernunft sich am Ende als Glaube erweisen wird. Aber mit der Vernunft verhält es sich wie mit der Demokratie. Sie hält nicht, was sie verspricht, aber von aller Systemkost, die uns bisher serviert wurde, hat sie sich als die bekömmlichste unter den Schwerverdaulichen herausgestellt.

#### IV.

Derart beruhigt, wenden wir uns jetzt der einzigen These zu, die uns im Titel vorgegeben ist, nämlich der unwahrscheinlichen Behauptung „Bildung

macht Europa“. Die konstatierende Fassung täuscht allerdings. Vielleicht stammt sie von einem Juristen. Die schätzen die Konstatierung, um hinter deren Wucht die auf Künftiges zielende Normativität zu verstecken. Alle Menschen sind frei, tönen viele Verfassungen. Gemeint ist: Sie sollen frei sein, denn natürlich weiß jeder, der diese Losung benutzt, daß hier und jetzt davon nicht die Rede sein kann. So birgt auch das Sätzchen „Bildung macht Europa“ in Wahrheit die Parole: „Bildung soll Europa machen“.

Man wird dem nicht entgegenhalten wollen, daß Europa schon sei, denn es geht nicht um Geographie oder Ökonomie oder die Sicherung der Grenzen einer Festung Europa. Es geht auch nicht um das politische Europa und dessen Ausstattung mit bestimmten Herrschaftsstrukturen, denn dazu dürfte Bildung als solche kaum in der Lage sein – und außerdem müßten wir erst das Bundesverfassungsgericht um Zustimmung bitten.

Aber es geht um die kulturelle Begleitung des ökonomischen und politischen Einigungsprozesses durch intervenierende Bildung. Im *Raum Europa* soll sich mit Hilfe von Bildung die *Idee Europa* verwirklichen, eine Idee, die in diesem Kontext mit Einheit, Heimat, Herkunft, Herkommen und ähnlichen Vorstellungen zu assoziieren ist, die man heute gern in der Formel von der historischen Identität Europas zusammenfaßt.

Das ideelle Europa durch Bildung zu „machen“, kann uns, wenn wir unbeirrt an den bislang entwickelten Vorstellungen festhalten, keine unübersteigbaren Schwierigkeiten bereiten. Denn wird Bildung als Deutung und Stiftung von Sinn begriffen, dann ist es für solche Bildung naturgemäß kein Problem, selbst in einer durchökonomisierten Welt ein Europa der Bildung als Gegenmacht zu installieren.

Auch das für eine erfolgreiche Sinnstiftung unverzichtbare Mittel bietet sich nahezu von selbst an, denn es wird schon seit vielen Jahren diskutiert: es ist die Formierung eines europäischen Geschichtsbewusstseins.

Wie an kaum einem anderen Gegenstand können hier die Vorzüge der schon etwas abgegriffenen Formel von der Einheit in der Vielfalt exemplifiziert werden. Denn die gewachsenen Zugehörigkeiten, die

Lebens- und Bildungsprozesse lassen sich schlechterdings – etwa in einem uniformen historischen Curriculum – nicht vereinheitlichen, ohne kläglich zu scheitern.

Aber sie lassen sich in einem Lehrplan nationenübergreifend bündeln, einem Lehrplan, der auf der Grundlage der von den einzelnen Nationen als konstitutiv erinnerten Ereignisse und Verhältnisse die Quellen lebendig hält, aus denen das europäische Geschichtsbewusstsein schöpfen kann. Verpflichtung auf Rationalität, auf Einigkeit und Recht und Freiheit, die Verkündung der Menschen- und Bürgerrechte, die ästhetischen Revolutionen Europas, die Aufklärung, aber auch Kriege und Wahnsinnstaten eignen sich als Belege für solche Quellen.

Und nicht zu vergessen: wir haben bereits einen Vorgang, ein Simile, wie sich die kaiserzeitliche Bürokratie ausdrückte, wenn sie zur Erleichterung einer Entscheidung auf das Vorliegen ähnlicher Sachverhalte aufmerksam machen wollte.

Unser Simile ist der vornationalstaatliche europäische Bildungsraum, wie er sich im Zeitalter des Humanismus aufgrund der Tätigkeit der Universitäten darstellte. Was wir sehen, ist ein relativ enges Netzwerk freizügiger, hoher Bildungsstätten, an denen die *Nationes* untereinander und miteinander eine starke *Kommunikationsgemeinschaft* bildeten, die man ohne Bedenken als europäisch bezeichnen konnte und die ihrerseits das Territorium zwischen Prag und Neapel als geistige Einheit in Anspruch nahm und formte. Europa hat sich also bereits einmal als *Kommunikationszusammenhang* dargestellt und muß wieder zu einem solchen gemacht werden.

Es gibt keine Anhaltspunkte, daß eine solche Gemeinschaft nur im Modus feudaler Herrschaft lebensfähig wäre. Im Gegenteil. Moderne Medien und moderner Verkehr legen uns nahe, nach und nach möglichst viele, wenn nicht alle Bildungseinrichtungen in das bei den Universitäten ansetzende mobile Kommunikations- und Bildungsnetz zu integrieren.

Auf diese Weise entstehen erst eine Struktur, dann ein Netz, dann ein Gewebe und schließlich ein Teppich, auf dem die Europäer, so sie sich nur beherzt darauf schwingen, den Flug um die Welt antreten können.

#### V.

Es bleibt am Ende die für Prozeß und Produkt in gleicher Weise wesentliche Frage: Nutzen wir unsere Chancen?

Daß wir tatsächlich Chancen haben, ist in der Frage schon vorausgesetzt. Wir sollten dieser Unterstellung nicht widersprechen. Chancen hat schon, wer an ihr Vorhandensein glaubt.

Um sie nutzen zu können, braucht man jedoch zuvörderst einen festen Willen und dann obendrein noch die Kraft, diesem Willen auch Folge zu leisten.

Das ist leichter gesagt als getan. Als mir vor Jahren mein Arzt empfahl blutdrucksenkend zu joggen, scheiterte mein diesbezüglicher Entschluß an der grausamen Notwendigkeit, täglich frühmorgens das warme Bett zu verlassen. Der Arzt empfahl, die Laufschuhe vor das Bett zu stellen und nichts Kleidsames außer Turnhemd und Turnhose griffbereit zu halten. Sei man erst in die zweckgemäße Montur getaumelt, gebe es kaum noch eine Chance, jenem Zweck aus dem Weg zu gehen.

Dies erwies sich als richtig, und genau dies ist auch das Rezept für den *europäischen Bildungspatriotismus*. Ihn zu wollen, fällt vermutlich leicht, ihn täglich zu exerzieren, fällt dagegen schwer. Man muß sich zweckmäßig „anziehen“, ihn beschwören, so wie hier und heute und morgen und übermorgen – muß ihn singen, skandieren, trompeten – und selbst dann darf noch nicht Schluß sein. Liebe braucht Nahrung, braucht Zeichen und Symbole. Hier läßt sich noch einiges zur Chancennutzung ersinnen. Von der Plakette über den transnationalen Verein bis zur Bildungshymne könnten die Stärkungsmittel für Bildungspatrioten aufgestockt werden.

*Bildung macht Europa – Nutzen wir unsere Chancen?*

Die Aktivisten kennen keine Zweifel. Schließlich haben sie ihre Chancen erhalten und arbeiten mit höchstem Eifer an ihrer Umsetzung.

Die konkreten Chancen, nicht die Träume, das sind die Idee und der Geist von Bologna. Ein erster Schritt zwar nur auf dem Weg zur europäischen Bildung, aber ohne Zweifel ein bedeutender und richtiger Schritt. Vergleichbarkeit der Studien waren die Idee und das Mittel, um die notwendige Mobilität der Studierenden zu fördern. Notwendig ist diese Mobilität, wenn Europa sich formieren soll, das haben alle eingesehen und akzeptiert.

Man muß sich kennen und wechselseitig „bilden“, wenn man Europa fügen und einen gemeinsamen Sinn stiften will. Jeder weiß, daß seit der Entstehung des Nationalstaats der europäische Durchschnittsmann, sofern er weder als Künstler, noch als Forscher oder Abenteurer existierte, die Grenze zu seinem Nachbarland nur überschritten hat, um dort Krieg zu führen und es zu verwüsten.

Wer dagegen zu Besuch oder als Freund beim Nachbarn war, wer dort beruflich Fuß gefasst oder gar Verwandtschaftsverhältnisse begründet hat, wird vielleicht immer noch schießen, wenn ihm eingeredet wird, dass dies unvermeidlich sei. Aber er wird eher zögern, vielleicht verstehen wollen, denken und kommunizieren.

Also hat man mit gutem Grund Mobilität postuliert und sich wechselseitig zum Mobilitätsvorhaben gratuliert. Es kam zum Bologna-Prozeß, der im weiten europäischen Raum im Großen und Ganzen ordentlich funktioniert – bei uns hingegen funktioniert er schlecht bis gar nicht.

Das ist zwar strittig, und die negativen Urteile sind gewiß nicht überall und über alle Fakultäten hinweg generalisierbar. Aber die vorliegenden Erfahrungen sind nicht so ermutigend, wie sie sein müßten, um uns vor Pessimismus zu bewahren. Meine Erfahrungen sind die eines Honorarprofessors. Honorarprofessoren bekommen, wie man weiß, anders als die ordentlichen, nur den *honos*, die Ehre eines professoralen Daseins und kein Honorar. Weshalb sie, wie wir kürzlich erfuhren, in besonderer Weise als Kandidaten für den Handel mit Dokortiteln anfällig sind. Andererseits haben Honorarprofessoren keine Pflichten und können ihren Arbeitsplatz verantwortungsfrei und unbefangen beobachten. Der

Philosoph Jürgen Mittelstraß, auch er ein *Honorarius*, meinte kürzlich verdrossen, der Geist von Bologna sei zur Fata Morgana geworden, das heißt, die Hoffnung auf das Erscheinen von Oasen in der Wüste wäre eitel. Meine Beobachtungen geben ihm Recht.

Die Ursachen sind nicht leicht zu ermitteln. Ich fürchte, es handelt sich um ein schwer behebbares Mentalitätsproblem.

Diejenigen, welche, wie es trefflich heißt, mit der „*Umsetzung*“ der großen Idee befasst sind, stehen leider dem Geist des Turnschuhs ziemlich fern. Sie haben sich mit seinem Gegenmodell, den anderwärts durchaus sehr schätzenswerten preußischen Tugenden, auf die Vergleichbarkeitsfrage gestürzt und sie mit leidenschaftlicher, Übelwollende würden sagen: deutscher Gründlichkeit bearbeitet. Wobei Verhältnisse, deren Behandlung umsichtige Bedachtsamkeit verlangt hätte, mit geradezu wütender Geschwindigkeit herumgewirbelt wurden. Die Devise war: *Yesterday I didn't even know how to spell 'educated', today I are it!*

Über dem Mittel scheint der Zweck völlig in Vergessenheit geraten zu sein. „Marterwerkzeuge“, formuliert Freund Mittelstraß, „wie Modularisierung, Zertifizierung, Akkreditierung haben die Herrschaft übernommen“. In der Tat: verlässlich, penibel und ausführlich registrieren, regieren und planen die einen, deren akademisches Leben bereits in der Vergangenheit liegt, die akademische Zukunft jener anderen, die im Modus der Lässigkeit, Beschleunigung, Bequemlichkeit und Formlosigkeit aufgewachsen sind.

Eine paradoxe Situation: die der Haltung des Turnschuhs Bedürftigen bekämpfen ihn und die der preußischen Tugenden Entwöhnten sind seine Träger.

Daß das nicht gut gehen konnte, liegt auf der Hand. Die Mobilität, nach der die Jungen sich sehnen, ist nicht gestiegen, sondern gesunken. Sie ist zu einem Risiko geworden, weil jeder Wechsel die pausenfreie Jagd auf Punkte aller Art beeinträchtigt. Außerdem drücken Module und Zertifikate und die auf ihnen ruhende Leistungslast den Studentenkopf nach unten in den eigenen Brei, so daß der ohnehin breite Tellerrand unsichtbar wird



und selbst die Wissenschaft nichts mehr für den Blick über ihn hinaus bewirken kann.

Nutzen wir unsere Chance? Wenn es ungebremst so weitergeht wie bisher, sicher nicht. Die Bildungsbürokratie muß sich vom Geist des Turnschuhs anstecken lassen, Lässigkeit lernen, Flexibilität üben, Förmlichkeit verachten, experimentieren statt kalkulieren und vor allem: Gelassenheit statt Hektik proben.

Die Büroherrscher müssen, bevor sie künftig von Qualitätssicherung reden, verpflichtet werden, zunächst den schon zeitlosen Klassiker der Turnschuhgeneration zu studieren. Nur wer *Zen und die Kunst ein Motorrad zu warten* gelesen hat und mit dem Autor Robert M. Pirsig nachweislich über der Frage *What the hell is quality? What is it?* vorübergehend verrückt wurde, sollte berechtigt sein, das Wort *Evaluation* zu benutzen.

## VI.

Nutzen wir unsere Chancen? Die Frage ist uns auch im Hinblick auf die *Bildungsmacht Europa* gestellt.

Gegenwärtig ist eine Lebens- und Bildungsmacht Europa offenbar eine Utopie. Utopien siedeln im Nirgendwo. Ihre Chancen haben sie lediglich in unserem Kopf. Sie zu nutzen, heißt träumen. Träumen ist manchmal schön, manchmal nicht schön, in jedem Fall aber unbehelflich für die Wirklichkeit. Insofern sollten wir über Chancennutzung nur an Feiertagen und bei Festreden sprechen. Nur dort, wo die Möglichkeiten unbegrenzt sind, kann man es riskieren, mit *Yes we can* eine Utopie in die Realität zu ziehen und sich an ihre Verwirklichung zu machen. In Europa würde man damit keinen Erfolg haben. Hier sind die Möglichkeiten begrenzt, müssen mühsam erarbeitet und noch mühsamer erdiskutiert werden. Allerdings gibt es gerade auch für diese Sachlage den passenden Werbeslogan aus Übersee, den ich mir für heute zu Eigen mache: Es gibt viel zu diskutieren. Packen Sie es an!

Dieter Simon